



Glaubenssachen

Sonntag, 10. Dezember 2023, 08.40 Uhr

Die kleine Zuflucht
Trost in Liedern
Von Irene Dänzer-Vanotti

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Macht hoch die Tür, die Tor macht weit! Heute und in den kommenden Wochen in einer Kirche mitsingen, und sei es falsch. Sich fallen lassen in den Adventsklang, in das vertraute Lied. Die Advents- und Weihnachtszeit ist – heute vielleicht in erster Linie – eine Zeit der Lebensbegleitung, der Wiederholung, der Erinnerung, mag sie wohlige oder auch erschreckende Gefühle wecken. G-b-a-g-f: Wenn die Tonfolge wieder erklingt, nach einem knappen Jahr Pause, projiziert die Seele Bilder aus der Vergangenheit vor das innere Auge: damals im Kindergottesdienst, als es an das Jesuskind und an Gott keine kritischen Fragen gab, als aber die Wollstrumpfhose in der kalten Kirche so kratzte und der Inhalt des Liedes unklar blieb: welche Tür, welches Tor und wie kann man sie weit machen? Dann in der Grundschule, schon etwas aufmüpfiger, die Melodie auf der Flöte gespielt und später all' die ersten und die letzten Adventszeiten, die erste fern von zu Hause, die ersten mit eigener Familie, die letzten mit der Oma, der Mutter, dem Vater. Aber immer „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“.

Dieses Jahr sind die Akzente mehr oder weniger verschoben. Auch wenn es in der Geschichte schon schwierigere Situationen, wenn Menschen schlimmere Zeiten durchstehen mussten, scheint die Weltlage zur Zeit doch besonders verstörend und gefährlich. Der Krieg in der Ukraine, die Explosion der Gewalt im Nahen Osten, der Ausbruch von Hass gegenüber Jüdinnen und Juden, der Rechtsruck und über und neben allem die Unsicherheit angesichts der Klimakrise.

Noch scheinen viele Antworten nicht zu den Fragen dieser Wochen und Monate zu passen. Sie sind veraltet, schlimmer: an ihnen klebt ein Idealismus, fröhlich und vielleicht ein bisschen unreflektiert, der einem jetzt im Halse stecken bleibt. Gerade beim Singen. Denn viele dieser unbeschwerten Ideen, von denen wir glaubten, sie erhielten der Welt Menschenliebe und Frieden, kamen auch in Liedern zu uns:

*We shall overcome
Imagine
Peace now!*

Oder einer der Verse von Konstatin Wecker

*Wenn unsere Brüder kommen
Mit Bomben und Gewehren
Dann woll'n wir sie umarmen
Dan woll'n wir uns nicht wehren*

Nein, nein, nein - muss man plötzlich sagen. So einfach ist es nicht mehr. Adieu, Ihr Lieder der 80er Jahre. Wir werden Euch nur noch aus Nostalgie singen, euch jetzt allenfalls summen oder die Reime vor uns hinsprechen, bis wir ein neues Lied, ein passenderes Lied für diese Zeit gefunden haben, für die Verzagtheit, für Unsicherheit, die Rebellion gegen den eigenen Wechsel ins Lager derer, die realistisch werden mussten, für die – zum Beispiel – Waffen ein notwendiges Übel wurden.

Also ist Trost notwendig. Ein Trost, der in *diese* Zeit passt, in die Zeit des gewaltsamen Nahost-Konflikts, der so wenig Hoffnung macht, dass die Völker in der Ursprungsregion der monotheistischen Religionen eine Basis für ein gemeinsames Leben finden.

Dabei muss es doch etwas Verbindendes geben! Das sagte sich die Geigerin Roswitha Dasch und studierte für ein Friedenskonzert in Wuppertal ein hebräisches Friedenslied ein. Gesungen hat es ein neunjähriges Mädchen, dessen Familie aus Tunesien stammt. In diesem Moment, in dem sie zuerst Geige spielt und dann singt, verschmolzen das Mädchen mit ihrer arabischen Geschichte, das Lied aus der hebräischen Tradition und das Publikum in Deutschland mit Menschen etlicher Nationalitäten zu einer Einheit. Niemand konnte beim Hören Tränen zurückhalten. Großer Applaus. Musik schafft solche Augenblicke ganzer Gegenwärtigkeit. Sie ist nichts anderes als gestaltete Zeit und daher vergänglich, sogar flüchtig. Das ist ihr Seinsgrund, ihre eigene Wahrheit. Wenn Musik vor Publikum aufgeführt wird, schafft sie eine Verbindung zwischen Künstlerinnen und Publikum, es kann eine Magie entstehen, die den Augenblick in Zeit und Raum erweitert. Es entsteht eine Ahnung dessen, was Johann Wolfgang von Goethe gedichtet hat:

*Dann bleibt Vergangenes beständig
Wird Künftiges voraus lebendig
Der Augenblick wird Ewigkeit*

In diesen Wochen Musik aus der jüdischen Tradition zu hören, gerade jetzt zu Chanukka, dem mehrtägigen jüdischen Lichterfest, kann ein Akt des Respekts gegenüber Menschen jüdischen Glaubens sein, die sich in Deutschland, wie sie sagen, zur Zeit verloren fühlen. Die Wuppertaler Geigerin und Sängerin Roswitha Dasch macht Musik seit Jahrzehnten. Sie fand dabei ihre musikalische Liebe und eine Lebensaufgabe. Schon kurz nach ihrem Studium begann sie Klezmer-Musik zu spielen und jiddische Lieder zu singen. Sie lernte unter anderem von Giora Feidmann, den Laien musikalisch unterschätzen, weil er bei seinen Konzerten, zum Beispiel auf Kirchentagen, etwas großväterlich-folkloristisch auftritt. Fachleuten aber gilt er als exzellenter Musiker. Roswitha Dasch entdeckte mit ihm eine neue Welt: Die Liebe zur jiddischen Sprache, zur Geige, zur osteuropäischen Musik und vertieftes Interesse am Judentum. Sie schuf daraus ein historisch-humanitäres Projekt: sie reiste nach Litauen, suchte Überlebende des Ghettos in der Hauptstadt Vilnius. Deutsche Besatzer hatten in dem baltischen Land, damals Teil der Sowjetunion, schon wenige Wochen nach dem Einmarsch tausende jüdische Menschen umgebracht, allein am 11. Juli 1941, einem Sonntag, 20.000 Männer in vier Städten. Trotzdem: im Ghetto in Vilnius fanden die Eingesperrten Zuflucht in der Kunst, in Büchern, Theater und in ihren Liedern. Ihre Trauer und ihren Trotz legten sie hinein und fanden offenbar eine Hilfe in einer Situation, in der sie jeden Lebenstag ertrotzen mussten. Selbst ein Schlaflied aus der Zeit handelt vom Schicksal der Ghetto-Kinder, die allein zurückgelassen worden sind.

*Auf den Zweigen schlummern Vögel,
schlaf mein teures Kind.
Bei Deiner Wiege auf der Pritsche
Sitzt eine Fremde und singt:*

*Ich habe Deinen Vater laufen sehen
unter einem Steinhagel,*

*Sein verwaistes Weinen
Flog über die Felder.*

Im Ghetto von Vilnius waren Literatur, Theater und besonders Musik Lebensmittel. Die Bewohnerinnen und Bewohner wussten von keinem Tag, ob sie ihn überleben würden, aber sie sind in ihr Theater gegangen. „Kunst hat uns aufrecht erhalten“, sagten Überlebende zu Roswitha Dasch, die ihre Lieder in ungefährlicheren Zeiten geborgen und aufgeführt hat. Jetzt können diese Melodien wieder Tore öffnen, die traditionelle Kunst zu verstehen. Mit ihrem Verein „Mizwa - Zeit zu handeln“ unterstützt Roswitha Dasch die noch etwa 60 Überlebenden aus Vilnius.

Auf die versöhnende Kraft der Musik hofft in diesen Tagen auch der Pianist Igor Levit, der mit Konzerten die Gesellschaft in Deutschland wachrütteln und uns aus der vielerorts anzutreffenden und schwer zu verstehenden – Gleichgültigkeit reißen will, gegenüber dem Schicksal jüdischer Menschen in Israel und auch in Deutschland.

Es ist jetzt auch ein guter Zeitpunkt sich mit arabischer Musik zu beschäftigen, die aber herausfordernder ist, zumindest für die überwiegend an europäische Musik gewöhnten Ohren.

Daniel Barenboim, der Pianist und Dirigent, hat den größten Teil seines Lebenswerks der Verständigung zwischen Israelis und Arabern gewidmet. In seinem West Eastern Divan Orchestra spielen jüdische und arabische Musikerinnen und Musiker zusammen. Das Orchester ist weltweit mit Friedenspreisen ausgezeichnet worden und muss sich in diesen Tagen dennoch fragen, ob alle Mühe vergeblich war. Daniel Barenboim schleudert dieser Frage in verschiedenen Artikeln ein NEIN entgegen:

Es klingt naiv, aber das ist es nicht: Es sieht so aus, als ginge das gegenseitige Verständnis in dem Konflikt komplett verloren. Aber unsere Erfahrung zeigt, dass diese Botschaft Menschen in der Region und auf der ganzen Welt erreicht hat. Wir müssen, wollen und werden weiterhin glauben, dass die Musik uns in unserer Menschlichkeit vereinen kann.

So wie es in der Musik auf das Zusammenspiel ankommt, müsse auch der Konflikt, der seit der Gründung Israels schwelt und oft eskaliert, gemeinsam befriedet werden. Das Orchester lebt selbst in dieser unsicheren Zeit vor, dass Gemeinschaft gelingen kann. Alle Schicksale und alle Perspektiven werden ernst genommen. Es geht um das AUCH. Auch *Du* leidest, auch *Du* hast Deine berechtigten Ansichten. So schildert dieser Tage eine Reporterin der Süddeutschen Zeitung die Atmosphäre in dem Orchester. Die Musikerinnen und Musiker stammen aus unterschiedlichen religiösen Sphären, unabhängig davon, ob sie gläubig sind oder nicht. Die jüdische Tradition scheint mit ihren Liedern der christlichen näher zu sein als der Islam. Für Muslime, sagt der Schriftsteller und tief in der Glaubensstradition des Islam verwurzelte Navid Kermani, für Muslime trüge vor allem der Klang die religiöse Praxis. Er selbst liebe am Koran den Rhythmus der Verse, die sich alle reimten. Die Rezitationen habe er schon als Kind schön gefunden, bevor er den Inhalt verstanden hätte.

Trost ist weiterhin notwendig. Ein Trost, der in diese Jahreszeit passt. Für Christen zum Beispiel in den Advent.

Jauchzet, frohlocket!, Auf, preiset die Tage. Das Weihnachtsoratorium. Johann Sebastian Bach.

Auch eine Musik, die einen ganz umhüllt, ausfüllt, beglücken kann.

Bach hat das Oratorium in Leipzig als Kantor der Thomaskirche geschrieben in den 1730er Jahren. Es soll eine glückliche Zeit in seinem Leben gewesen sein. Er ist anerkannt, die Schule der Thomaner, der Kinder in seinem Chor, wird erweitert, er ist in zweiter Ehe verheiratet. Einer seiner Söhne ist in diesen Jahren geboren, Johann Christoph Friedrich Bach, der seinen Vater überleben wird. Die meisten der 20 Töchter und Söhne von Johann Sebastian Bach starben schon als Kinder.

Bach selbst soll das Weihnachtsoratorium nur einmal aufgeführt haben – so hat er es womöglich seltener gehört als die vielen Menschen, die heute dafür – viele *ausschließlich* dafür – in die Kirche gehen. In der Corona-Zeit mussten alle darauf verzichten, sonst aber ist ihr Motto: Weihnachten ohne Weihnachtsoratorium?

Unmöglich!

Auch – oder sogar gerade – wer *nicht* besonders musikalisch ist, wie die Autorin dieser Sendung, kann in dieser Musik Energie und Kraft der Klänge spüren. Sie dringen unmittelbar in die Seele, sogar in den ganzen Körper ein. Das gilt im Prinzip für jede Musik und hat ganz schnöde anatomische Gründe. Ohren kann man nie ganz verschließen. Der Hörsinn ist der erste, der sich im Embryo entwickelt und – so heißt es – der letzte der am Lebensende erlischt. Er kann auch nur begrenzt filtern. Jede Musik ist Klang und Rhythmus. Der verbindet sich mit dem Herzschlag, verführt zu Bewegungen und ergreift Menschen in ihrer ganzen Gestalt. Er rührt zu Tränen, kann aufputschen, natürlich auch Gefühle von Hass verstärken und zum Kampf anfeuern. Es gibt wohl kein Sprichwort, das so falsch ist wie dieses:

Wo man singt, da lass' Dich ruhig nieder. Böse Menschen haben keine Lieder.

Denn wir wissen es längst: Auch die bösesten Menschen hatten sehr wohl Lieder und setzten sie skrupellos für ihre Zwecke ein. Die deutsche Gesellschaft litt lange darunter, dass etwa Volkslieder während der NS-Diktatur missbraucht wurden und danach verpönt waren. Heute kann die Geschichte freilich nicht mehr als entscheidender Grund dafür herhalten, dass kaum noch jemand „Am Brunnen vor dem Tore“ oder „Das Heideröslein“ singen kann. Heute sind für die jüngeren Generationen diese Lieder wohl ohnehin von anderer Musik übertönt und quasi aus dem kollektiven Gedächtnis gelöscht. Einige Weihnachtslieder sind da die Ausnahme. Zumindest den grünenden Tannenbaum können viele nach wie vor frei besingen!

Eigentlich aber ist Musik, zumal instrumentale Musik, ungerichtet, uneindeutig. Musik öffnet Räume, in denen sich alle, die sich ihr anvertrauen, finden können. Das ist auch der spirituelle, religiöse Aspekt der Musik. Das Göttliche ist ja oft auch wahrnehmbar wie eine Melodie, mal wie eine vertraute Tonfolge, mal wie ein neuer Klang. Der Sinneseindruck kann, kaum hat man ihn gespürt, schon wieder verschwunden sein. Festhalten kann man ihn nicht. Die feine, flüchtige Qualität von Musik ist nie verfügbar.

Und doch wird Musik oft bewusst eingesetzt – gerade auch zum Trost. Die Kraft zu trösten, entfaltet sie, wenn eine Melodie Gefühle von Trauer überhaupt erst freisetzt, zum Schluchzen führt, Tränen fließen lässt, um dann, etwa mit einem neuen Rhythmus, wieder aus dem Tal herauszuleiten. Tröstend ist daran, die Trauer durchleiden zu können und wieder daraus aufzutauchen.

Musik kann so auch zu einer Gefühlsgymnastik verführen: selbst Empfindungen, die wir eigentlich nicht suchen, können, wenn Musik sie weckt, angenehm sein, weil sie so intensiv sind. Wenn man Trauer fühlen kann, ohne einen eigenen Verlust beklagen zu müssen, wärmt sie sogar und bereichert, weil sie die vielen Facetten der eigenen Gefühlsskala bewusst macht.

Für manche Menschen setzt die *Verbindung* von Musik und Wort die stärksten Gefühle frei: die Choräle in Johann Sebastian Bachs Passionen, schmelzende Melodien in Opern von Giuseppe Verdi, Lieder von Liedermacherinnen oder Liedermachern. Wenn man sie dann auch noch mitsingen kann, wird der Trost zur Freude.

Nun dreht aber niemand *immer* das ganz große Gefühlsrad. Niemand kann allabendlich Beethovens Neunte, Choräle von Bach oder auch Last Christmas von Wham! hören. Daher gibt es die kleine musikalische Hausapotheke für den Trost zwischendurch. Dort lassen sich Lieder deponieren, die eigens für diesen Zweck geschrieben und komponiert werden: Schlager. Neben Spaß und Tanzmusik wollten sie vor allem Trost bieten, sagt der Liedertexter Tobias Reitz. Nimm's nicht so schwer, denn „immer, immer wieder geht die Sonne auf“. Wir sind als Menschen ok, denn „wir feiern die Schwächen“. Wenn es ganz bitter kommt, kann man entfliehen nach „Santa Maria“ und findet dann auch noch den Rhythmus, um mit Betonung auf der *Liebe* sagen zu können: „Ich liebe das Leben“. Diese in aller Leichtigkeit ernst zu nehmende Qualität von guter Unterhaltungsmusik wird oft belächelt, wenn nicht gar verachtet. Das kann man machen – bis man diese Hilfe braucht und sich vorsingen lässt, dass die Sonne „immer, immer wieder“ auf geht. Das kann man dann sogar glauben!

Die gegenwärtigen Krisen verursachen aber auch Zustände, die sich nicht einfach weg singen lassen. Da sind Angst, Unsicherheit, Verzagttheit, Wut und Unverständnis, dass so vieles, was wir für gewiss gehalten haben – etwa, dass Europa dauerhaft von Kriegen verschont wird – nicht mehr gilt. Ein großes Lied, das den Trost sogar besingt, ist wiederum aus dem Weihnachtsoratorium: „Herr Dein Mitleid Dein Erbarmen, tröstet uns und macht uns frei“. Dieses Duett von Sopran und Bariton hat so einen großen Atem, dass man sich vielleicht wirklich auf den Trost Gottes verlässt, dass das Leben gut ausgehen wird, ohne dass wir verstünden, warum es ist, wie es ist. Ein Lied, das einen, gut gesungen, treffen kann wie ein Blitz.

Es gehört zu einer auf religiöse Gedanken gerichteten Musik.

Abstrakte, in sich offene Kunst, kann aber auch geradezu überwältigend heilsam sein. Marian Turcki hat das erlebt. Er ist 97 Jahre alt, 1926 geboren, ein jüdischer Pole. Das deutsche Konzentrationslager Auschwitz und einen Todesmarsch hat er überlebt. Heute ist er ein – – überwiegend heiterer Herr, der an zwei Walking-Stöcken geht, schnell lacht und stets darauf achtet, dass er keine Zeit verliert. Denn er habe ja nicht mehr so viel. Marian Turcki ist Präsident des Internationalen Auschwitzkomitees und hat in dieser Eigenschaft im Herbst gemeinsam mit dem Vizepräsidenten Christoph Heubner dem Maler Gerhard Richter eine Ehrung überreicht.

Umgeben von den farbstarken, abstrakten Bildern in Richters Atelier erhob sich Turski und zitierte zunächst den Philosophen Theodor W. Adorno. Der habe gesagt, nach Auschwitz könne man keine Gedichte mehr schreiben. Das sei aber ganz falsch, sagt Turski trotzig. Menschen, die das Grauen überlebt hätten, benötigten gerade Gedichte, brauchten Literatur und Musik. Das Beste, was der menschliche Geist schaffen kann, könne dabei helfen, das Schlimmste, was er hervorgebracht hat, zu ertragen. Die Musik helfe ihm, Marian Turski, die schmerzenden Nachwehen der alten Wunden zu lindern. Dieselbe Kraft schreibt er der *abstrakten* Kunst zu. Auch sie öffne Räume, in denen er – und viele Leidensgenossinnen – sich mit den Traumata beschäftigen, sich den Erinnerungen stellen könnten.

Das sagt Marian Turski und lächelt Gerhard Richter zu, dem berühmten Maler und im Auftritt ganz bescheidenen Menschen. Der 97jährige Turski versichert ihm, wie jung er – Richter – doch sei mit seinen 91 Jahren.

Sie sind ein Junge. You're a boy.

Turski und Richter haben auf unterschiedliche Weise die Schrecken des 20. Jahrhunderts durchlebt – Gerhard Richter wurde in Dresden geboren, seine Tante im Euthanasie-Programm der Nationalsozialisten ermordet, er floh in den 1950er Jahren in den Westen. Seine vier Bilder nach geheim aufgenommenen Fotos aus Auschwitz werden dort demnächst auf dem Gelände der Jugendbegegnungsstätte dauerhaft ausgestellt.

Im Atelier aber begegnen sich zwei alte Herren umspielt von den Farben abstrakter Gemälde in einem Moment der Leichtigkeit. Wenn das kein Trost in diesen Zeiten ist!

* * *

Zur Autorin:

Irene Dänzer-Vanotti ist freie Journalistin. Sie interessiert sich vor allem für Lebensgeschichten, für Themen aus den Gebieten Psychologie, Religion, soziale Fragen und Zeitgeschichte